

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 16 (1926)
Heft: 16

Artikel: Der Mühlbach
Autor: Zbinden, Käthe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-637484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie hatte sich an den Baum gelehnt und ihn mit zitternden Fingern umschlossen, damit er das Wanken ihrer Knie nicht sähe. Denn es galt fest zu bleiben und den Stolz zu wahren. Er warf ihr in langsam sich von seinem Munde abringenden Worten das Geständnis vor, daß er sie nicht mehr liebe, und daß er sein Leben von ihr lösen müsse. Damit sie nicht beide einer traurigen, enttäuschungsreichen und grauen Zukunft entgegengingen.

Beide? Nein, er hatte recht, es war schon besser, sie ging allein. Wenn sein gesunder Egoismus ihr auch wehtat, gewiß, es war besser, es litt nur eines von ihnen. Und wie sehr sie darunter litt, unter dem Loslösen der gewohnten Zweifelt, das brauchte er nicht zu wissen.

Marga blieb ganz fest äußerlich. Ganz still. Wenn auch aller Glanz in ihren Augen erloschen war. Das sah er nicht, denn seine Blicke suchten den Boden. So, als schäme er sich. Weil er vielleicht an all die zahlreichen Liebesbeteuerungen dachte, die er ihr in den langen Jahren ihres heimlichen Verlobnisses gemacht hatte. Fast knabenhaft verlegen stand er vor dem Mädchen, das still und stark schien — äußerlich.

„Ich habe es lange gemerkt“, sagte sie endlich mit einer ihr ganz fremd klingenden, tonlosen Stimme, „du kannst schlecht Theater spielen, Walter, ja, ja, ich gebe dich frei. Um Gotteswillen keine Ketten, die man nicht freiwillig um sich legt. Du sollst frei und glücklich sein, dein Glück im Leben noch finden, — und ich werde mich hineinschneiden lernen.“

„Marga“, sagte er leise, „gib mir deine Hand, daß wir als Freunde scheiden.“

„Freunde?“ Mit großen Augen sah sie ihn an. „Freunde, — nun gut, wenn du willst, ich werde dir niemals feindlich gesinnt sein.“ Und heimlich dachte sie, während sie ihre Hand noch einmal in die seine legte, in die sie sich so oft voll Ruhe und Seligkeit geschniegt hatte. „Freunde?! Aber das ist ja wieder Theater! Wir werden uns fremd werden, ganz fremd. Schon morgen werden wir das sein.“

Dann war ein kurzer Abschied gekommen und jedes war seine Straße gezogen. Allein durch den tafrischen Wald, den sie zusammen betreten hatten.

Lange, lange Zeit hatte Marga gebraucht, bis sie ruhig geworden war. Freilich, die Welt hatte von ihren Kämpfen nicht viel gesehen, stolz hatte sie jede weitere Auskunft ihren Freunden und Bekannten gegenüber verweigert.

„Wir haben gesehen, daß es besser so war“, sagte sie nur. Nicht ein Wort des Vorwurfes, des Tadelns für ihn. Aber ihre Seele blutete. Nachts weinte sie sich in den Schlaf, tagsüber tat sie ohne Pause ihre Arbeit. Um sich zu betäuben, um nicht denken zu müssen.

Und die Zeit verging, die Jahre verschwanden. Sie wurde ruhiger, ohne je an ein neues Glück zu denken, denn sie hatte ihn allzu sehr geliebt. Sie gehörte nicht zu jenen, die einfach vergessen und neuen Vorteil wahrnehmen können.

Und ein Trost entstand ihr mit der Zeit, die eilte. Sie fand ihn in der Einsamkeit, die sie früher gefürchtet hatte. In der Einsamkeit mit all ihren tausend Röstlichkeiten.

Die Natur wurde ihr zur wahren Trösterin mit ihren dunklen Tannenwäldern, ihren Seen und Bergen und grünen Matten. Die Sonne vergoldete ihr Leben und erzählte ihr Märchen, von denen schnellebige Menschen nichts vernehmen, die im Großstadtleben untergehen. Die Bücher redeten zu ihr und wurden ihre besten Freunde. Aus ihnen schöpfte sie, was ihre Seele bedurfte, die Menschen selbst hielt sie sich ferner. Traumgestalten waren ihr lieber als die rauhe Wirklichkeit.

Musik wurde zur Weisheitsfinderin ihrer Seele und lehrte sie göttliche Führungen und Gedanken verstehen. In vielen

Konzerten saß sie lauschend in Andacht versunken, im Theater schöpfte ihr Herz sich neue Begeisterung, weitete sich ihr Blick, ihr geistiger Horizont. Das Leben ist gar nicht so hart und grausam, wie wir denken, es hat gar manchen Trost zur Hand für verwundete Herzen, wenn die Menschen ihn nur verstehen wollten. Und anwenden lernten zur rechten Zeit.

Marga lernte es, verstand es.

Sie ging nicht zu Grunde an ihrer zerbrochenen Liebe. Sie erstarrte vielmehr an den Wunden, die sie ihr geschlagen und fand sich in das neue Leben hinein, das groß und reich war, wenn auch auf andere Weise.

Und noch als verhältnismäßig junger Mensch lernte sie erkennen, daß die Liebe zur gesamten Menschheit unser Leben abeln soll und sich nicht nur an einen Menschen hängen darf.

Sie lernte durch diese Liebe voll Freude ihr trostreiches, einfaches Leben leben, und es als ein Geschenk betrachten, das Gott uns verliehen hat.

Der Mühlbach.

Von Käthe Zbinden.

Die Eltern wollten ihr einziges Kind nur ungern nach Amerika ziehen lassen. Als sie aber das Glück der Tochter sahen, die so freudig dem Manne ihrer Wahl in die neue Welt folgte, waren beide verstummt. Die Trennung zwischen Eltern und Kind dauerte länger als vorgesehen. In der neuen Heimat war Krankheit über die junge Frau gekommen. Auch als nach drei Jahren ein liebliches Töchterchen ihr neuen Lebensmut schenkte, war noch lange nicht an die weite, beschwerliche Reise zu den Eltern zu denken. Klein Mary wuchs heran ohne zärtliche Großelternliebe. Als sie 5jährig war und die sehnsuchtsvollen Briefe immer häufiger hinüber und herüber flogen, entschloß sich Frau Anna zur Reise. „Dein Ebenbild, geliebte Tochter, in die Arme schließen zu dürfen, wird die größte Wonne unseres Alters sein“, so hatte der Vater erst jüngst geschrieben. Und Anna hatte geantwortet, daß sie sich am meisten nächst den Eltern nach dem muntern Mühlbach sehne, dem Gespielen ihrer Kindertage. Rein noch so imposanter amerikanischer Strom könne ihr diesen trauten Gesellen ersetzen. Alles war zur Abreise wohl vorbereitet, die Plätze auf dem Ozeandampfer belegt, als plötzlich und unerwartet ein Hindernis eintrat. Frau Annas Mann, der sie frisch und gesund am Morgen verlassen, wurde am Abend mit einem komplizierten Beinbruch und inneren Verletzungen, bei Ausübung seines Berufes erlitten, heimgebracht.

Auf keinen Fall wollte Frau Anna ihren Ehemann in diesem Zustande verlassen. Nach reiflicher Ueberlegung faßten Mann und Frau den Entschluß, klein Mary unterm Schutze eines Bekannten allein nach Europa reisen zu lassen. Nur um die fernen Eltern nicht ganz um die große, längst ersehnte Freude zu bringen, trennten sich die Eltern schweren Herzens von ihrem goldblonden Liebling. Man beschloß, das Kind spätestens nach Jahresfrist (der Arzt hatte einen günstigen, wenn auch langwierigen Verlauf des Unfalles prophezeit) gemeinsam bei den Großeltern abzuholen. — Und klein Mary, das aufgeweckte, beherzte Kind, betrat furchtlos den Ozeanriesen und warf fröhlich und ahnungslos der in Tränen aufgelösten Mutter ein Abschiedsküßchen zu. — Die Seefahrt bekam der Kleinen ausgezeichnet. Sie war voll übermütiger Laune und wurde bald der Liebling sämtlicher Passagiere. Wenn es hieß, „Mary kommt“, dann heiterte sich selbst das Gesicht des grämlichsten Menschenfeindes auf. Von allen Seiten wurde sie verhätschelt und verwöhnt und bald nur noch „unser Sonnenscheinchen“ genannt. Auf dem Festlande wurde klein Mary dann sofort vom überglücklichen Großvater in Empfang genommen, um sie nach weiter Bahnfahrt sicher und wohlgeborgen zur Großmutter ins stille Dörfchen, zur trauten

Mühle zu bringen. Die alte Frau fand beim Anblide Marys zuerst vor freudigem Schreck gar keine Worte, meinte sie doch, leibhaftig ihre kleine Anna vor sich zu sehen. Des Freuens und Berichtens war lange kein Ende. Die kleine Amerikanerin, wie sie bald im Dorfe hieß, fand sich auch in diese neue Umgebung überraschend gut. Ja, das ans Häusermeer gewöhnte Kind war von den ländlichen Freuden ganz entzückt. Der Hund Bello war bald ihr bester Freund, mit dem Käzchen trieb sie allerhand Kurzweil und die Hühner bekamen alle Tage von ihr die besten Krumen. — Die Großeltern träumten sich dreißig Jahre zurück und genossen das lang entbehrte Glück, ein lachendes Kind um sich zu haben, in vollen Zügen. Die Tage flogen jetzt den alten Leuten wie im Sturmwind dahin. Eben war es noch goldener Frühling gewesen, der als schönste Gabe klein Mary gebracht hatte — und nun herbste es schon. Einige Tage hatte Mary nicht hinaus können, denn es regnete ununterbrochen. Aber heute schien die Sonne gar herrlich; heute mußte man Großmutter bitten, daß sie einem ein wenig weiter als gewöhnlich vom Hause weg spielen ließ. „Gelt Großmutter, bis zum Brüdchen darf ich“, schmeichelte das Kind. Und endlich gewährte Großmutter, die ihr Enkelkind am liebsten ständig unter Augen hatte, zögernd die Bitte. In zwei Minuten war Mary in Begleitung Bellos am Brüdchen. Und jauchzte bei jedem Fegen Papier, das sie in den heute so rasch dahineilenden Mühlbach warf. Auf einer Brückenstele ließ sie ihre Schiffe hinab und auf der andern winkte sie den in rasender Fahrt hinabsausenden ein Lebewohl zu. Jetzt wurde ein besonders großes Schiffchen abgelassen. Ob es auch so schnell wie die andern fahren wird? Doch sieh, es kommt nicht zum Vorschein. Es muß unter der Brücke hängen geblieben sein. Da muß man ihm zu helfen suchen.

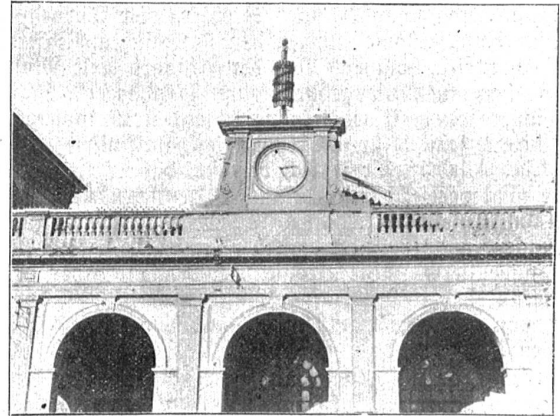
Klein Mary reißt entschlossen eine Weidengerte in der Nähe ab, beugt sich tief übers Brüdchen — und ist plötzlich verschwunden. Ein rotes Röschchen erscheint noch ein paar mal an der Oberfläche; dann nimmt sie der Mühlbach ganz in die Arme und trägt sie geschwinder als ihre Schiffchen hinab zum Wehr. Auf des Hundes lautes Gebell eilen Großvater und Großmutter herzu. Aber nur eine kleine Leiche kann der Knecht am Wehr dem sonst so harmlosen Mühlbache entziehen und den vor Schmerz völlig erstarrten Alten bringen. Arme Eltern in Amerika! So sicher durchfuhr euer blonder Liebling das Weltmeer — ein kleiner Mühlbach wurde sein Grab.

Aus der politischen Woche.

Mussolinis große Woche.

So viel wir wissen, existiert erst ein Buch über Mussolinis Leben, das einer Frau und Studiengenossin. Da wird der fabelhafte Aufstieg des Bauernjungen aus der Romagna mit glühenden Farben der Begeisterung geschildert. Was der Duce seit Erscheinen dieses Buches erlebt, gewollt und erreicht hat, könnte wieder ein Buch füllen. In den fünf Jahren, während welcher er nach der Ansicht der Astrologen noch die Macht in den Händen haben wird, dürfte dieser ungewöhnliche Mensch noch Tausenden von Schriftstellern aller Länder und Sprachen Stoff zu Darstellungen liefern. Mussolini ist unstreitig ein Phänomen unserer Zeit, durch sie und für sie geschaffen. Ohne die heutige Zersahrenheit Europas gäbe es kaum eine Fascistendiktatur und keinen Mussolini, der nacheinander alle europäischen Großmächte herausfordert. Aber warum sollte der Duce zurückhaltender sein, da er doch den bewundernden Blick der halben Menschheit auf sich gerichtet sieht? Zener Hälfte, die an den alten Idealen der Freiheit, wie Schiller sie befragt, irre geworden ist und von einer Rückkehr in die Autoritäts- und Wundergläubigkeit der Menge die Rettung und Heilung der kranken Menschheit erwartet. „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei — Und wär' er in Ketten geboren...“

Guter Schiller, wie würdest du mitleidig belächelt, wenn du heute diese Verse erscheinen ließest! Nein, für deinen menschenfreundlichen Optimismus, für deinen Glauben an



Mussolinismus.

Auf Befehl Mussolinis ist auf allen Amtsgebäuden und Bahnhöfen das Ektorenband als Symbol des Fascismus angebracht worden. Dasselbe ist so eingerichtet, daß es an Nationalfeiertagen, die in dem neuen Italien nicht rar sind, mit grün-weiß-roten Glühbirnen erleuchtet wird. Das Bild zeigt das neue Ektorenband auf der Bahnhofsfassade in Neapel.

das Gute im Menschenwesen ist unsere Zeit nicht geschaffen! Aber so wahr die Weltgeschichte die Unzerstörbarkeit der Freiheitsidee lehrt, so sicher wird eines Tages das Phänomen Mussolini von der politischen Bildfläche verschwinden, mit ihm der Fascismus, d. h. die Lehre von der Alleinheiligkeit des Staates und der Nation, und die Menschheit wird wieder zurückkehren zu den Idealen der Völkerfreiheit und Völkerbrüderung.

Was Mussolini der großen Menge interessant macht, das ist sein Erfolg. Er, der das antike Rom wieder erstehen lassen will, hat sich die alten Götter zu Dank verpflichtet. Sie häufen auf ihn ihre Gunst. Eine geistesgestörte Irlanderin lauert wochenlang auf die Gelegenheit, den Duce zu erschließen; warum, weiß sie selber nicht; sie ist Werkzeug des Schicksals — das Fortuna zugunsten ihres Lieblings leitet. Frau Gibson sieht den Diktator mit selbstbewußter stolzer Haltung aus dem Palaste treten, in dem er der Eröffnung des internationalen Kongresses der Chirurgen beigewohnt hat. Die Menge will ihn begeistert grüßen. Miß Gibson gelangt im Gedränge ganz nahe an den Duce heran, der das Automobil besteigen will. Sie streckt den Arm aus und gibt aus nächster Nähe einen Schuß ab auf sein Gesicht. Im gleichen Augenblick macht Mussolini eine seiner Diktatorengesten: er wirft den Kopf hoch, und der Schuß geht fehl. Nein, nicht ganz fehl: die Nasenspitze wird gestreift, und aus einer kleinen Wunde fließt Blut. Das Blut des Duce! Die Fascisten rufen, mit Not kann die Polizei ihnen die Attentäterin entreißen; die Druderei des „Mondo“ wird zerstört; ihre Presse beschuldigt das Ausland der Intrigen gegen Italien. Die schönste Gelegenheit für Mussolini, Haltung zu zeigen, zur Disziplin aufzurufen. Turati, der neue Sekretär, befiehlt seinen Fascisti, Repressalien zu unterlassen: „Im Bewußtsein der neubestanden Prüfung und des großen Werkes, das zu tun ist, müssen alle Fascisten die Kraft finden, um die heilige Empörung zu unterdrücken. Der Duce will, daß keine Gewaltakte begangen werden. Man muß gehorchen! Der Fascismus wird sich in opferbereiter Disziplin zusammenfinden, sicher, daß nichts den Weg der Geschichte aufhalten kann. Es lebe der Duce! Es lebe der Fascismus!“

Wieder einmal hat die ganze Weltpresse spaltenlang über Mussolini und sein fabelhaftes Glück zu berichten gehabt. Tausende von Glückwunschtelegrammen liefen in Palazzo Chigi ein. Die Botschafter sprachen vor, der Heilige Vater ließ nach Mussolinis Ergehen fragen. Eine wirksamere Reklame für seine Tripolis-Reise hätte sich Musso-